

Zum 150. Geburtstag von Carl Spitteler

Autor(en): **Derungs, Werner**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **51 (1995)**

Heft 6

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421697>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zum 150. Geburtstag von Carl Spitteler

Von Dr. Werner Derungs

«Wäre ich damals nicht nach Luzern gekommen, so könnten Sie heute keinen Siebzigjährigen feiern; man hätte einen Neunzehnjährigen begraben.» Am Fest des siebzigsten Geburtstags noch legt der alte Spitteler, der berühmte Dichter, der 1920 den Nobelpreis bekam, voller Dankbarkeit dieses Bekenntnis ab; Luzern hat ihm das Leben gerettet, in Luzern ist er sozusagen neu zur Welt gekommen – in Luzern verbringt er dann auch die letzten dreißig Jahre seines so bewegten Lebens; in Luzern ist er begraben.

Merkwürdige Fügungen! Zufallsziel Luzern. In Liestal, seinem Heimatort, hatte es den Jüngling «verjagt», wie man bei uns sagt. Er hielt es nicht mehr aus daheim, der Träumer, der Außenseiter, vom eigenen Vater abgelehnt und daher in seiner Identität zutiefst verunsichert, in Auflehnung gegen die Schule in Basel, ohne die geringste Vorstellung darüber, welchen bürgerlichen Beruf er ergreifen könnte. Kunstmaler zu werden hatte ihm der Vater ausdrücklich verboten; vage lockte die Musik; einzig Dichter zu sein ermutigte ihn das Vorbild seines Freundes Josef Viktor Widmann, den die Herkunft aus dem schönggeistigen Liestaler Pfarrhaus, die strahlende Selbstsicherheit, die überzeugende Begabung zur Literatur, zum Journalismus, zum Feuilleton prädestinierten (Jacob Burckhardt, Lehrer der beiden am Basler Gymnasium, zu Spitteler, der ihn um sein Urteil über das Erstlingswerk «Prometheus und Epimetheus» gebeten hatte: «Si mien entschuldige, daß i's nit ha khenne läse; iibrigens: Was macht au der jungi Widmann?»...). Dichter zu werden war für den jungen Spitteler nicht so sehr Berufung als vielmehr ein Entschluß, und dieser Entschluß hatte zur Folge, daß es ihn aus Liestal wegjagte, hinaus, irgendwohin, planlos, ziellos, ohne Geld und Hilfe, nur unsichere Anlaufspunkte im Kopf – den Namen eines Pfarrers im Zürcher Oberland, der vielleicht Verständnis aufbrächte (dann aber enttäuschte), oder eines Studienkollegen in Luzern, eines verlotterten. Daß man zum Dichten eine Klause, einen Schreibtisch, Papier und Feder brauchte, das bedachte das junge Genie überhaupt nicht; sein Trauerspiel dichtete er bei Sturm und Regen ans Himmelsgewölbe hinaus, Hunger, Schlaf, Müdigkeit und die blutenden Füße vergessend, einzig dem wilden Phantasiespiel der Dichtung folgend, der absoluten Dichtung, der Poesie an sich.

In Zug rettete den völlig Erschöpften das Mitleid der alten Wirtin Frau Aklin; sie schützte ihn vor dem Spott der Metzgerburschen, bot ihm zu essen und fragte ihn diskret aus; so gelangte Spitteler dann nach Luzern.

Merkwürdige Fügungen! Wie ein Wunder mutet es an, daß ihm auf sein Klingeln nicht der verlotterte Kollege öffnete, sondern eine junge Frau, die mit einem einzigen Blick alles erfaßte: die gute Art, die geistige Begabung des jungen Mannes und seine Not. Sie bat ihn ins Haus, und hier nun, in der verständnisvollen Geborgenheit der Familie Rüeegg, des Oberschreibers und Zivilstandsbeamten, genas Spittlers Seele, fand er zu sich selbst, begann er sich wieder zu äußern. In den vielen Monaten, in denen ihn Rüeeggers beherbergten, kam er zur Tagesschriftstellerei. Sein Witz und seine angriffige Munterkeit kehrten wieder, und schließlich nimmt der Kritiker im lokalen Journalismus eine einigermaßen geachtete Stellung ein und gewinnt auch ein wenig Einkommen. So wird sich dem jungen Spittler eine gewisse Zukunftsaussicht geöffnet haben mit dem Gefühl: «Es geht ja!»

Ja, es ging – aber auf wieviel Umwegen! Sechs Jahre Theologiestudium mit Abschluß in Basel; aber keine Stelle als Pfarrer. Dann sieben – glückliche – Jahre weit weg von der Heimat, in Finnland und St. Petersburg als Hauslehrer; nach des Vaters Tod heimgekehrt, Lehrerfron in Bern und Neuenstadt; das erste große Werk, «Prometheus und Epimetheus», findet gar keine Beachtung; endlich kann er sich als freier Journalist in Basel auf dem Weg zum Schriftstellerberuf und als Feuilletonredaktor an der «Neuen Zürcher Zeitung» behaupten. Die Ehe mit Marie Op den Hooff und die zwei Töchter schenken ihm Glück, und – merkwürdige Fügungen! – die reiche Familie Op den Hooff vermacht der Tochter ein Vermögen und ein Haus an der Gesegnetmattstraße in Luzern.

Und hier in Luzern findet er endlich den Lohn des Lebens: Erfolg, Anerkennung, Ruhm. Sein Name wird endlich in Österreich und Deutschland und – dank einer Rede zur schweizerischen Neutralität 1914 – auch in der Schweiz und in Frankreich bekannt. Spittlers große Werke «Der olympische Frühling» und «Prometheus der Dulder» entstehen in Luzern. Unzählige Verehrer besuchen ihn hier; heiter wird sein Leben, und – was will man mehr? – in Luzern genießt er auch bei den einfachen Leuten wie auch bei Menschen, die nicht lesen, Beliebtheit.

«Wäre ich damals nicht nach Luzern gekommen»: Welch einen Dichter, Welch großen Geist hätte die Schweiz, hätte die Literatur verloren, wenn man damals «einen Neunzehnjährigen begraben» hätte! Ihn wieder kennenzulernen, ihn wieder zu lesen, ihn wieder zu feiern würde sich lohnen.